



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Rembrandt als Erzieher

Langbehn, Julius

Leipzig, 1890

Künstler und Professor

urn:nbn:de:hbz:466:1-8943

Voraussetzungen, als die höhere und niedere; aber sie löst dafür auch Probleme, welche jenen beiden verschlossen sind; man könnte sie einem geistigen Fernrohr vergleichen. Seine Sehweite reicht durch und über Welten hinweg.

Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist . . . wohl aber ein schaffender Geist, wenn er zugleich ein denkender ist; von diesem Standpunkt aus kann man dem ignorabimus Dubois-Reymond's ein kräftiges novimus entgegenrufen: es ist der künstlerische Standpunkt. Wo das Latein der Wissenschaft aufhört, fängt das Latein der Kunst erst an. Aber freilich ist dies gerade derjenige Stand- und Gesichtspunkt, welcher dem Verkünder jener mit soviel Emphase vorgetragenen Lehre vollständig abgeht; auf dem Widerspruch zwischen dem wirklichen inneren Werth derselben und den großen äußeren Ansprüchen, mit welchen sie auftritt, beruht ihre sittliche Unwahrheit. Sie ist so außerordentlich billig und giebt sich für so außerordentlich werthvoll. Auch in dieser Hinsicht ist es also als ein Fortschritt anzusehen, wenn die wissenschaftliche Bildung der heutigen Deutschen sich in eine künstlerische Bildung der künftigen Deutschen verwandelt. Wir sind noch nicht am Ende aller Tage, wie so mancher Professor meint; es kann noch einmal ganz anders kommen, als es heute ist; die Wissenschaft wie das menschliche Denken überhaupt sind darauf angewiesen, sich stets neu zu gebären. Wir stehen jetzt an der Wendung einer neuen Epoche. Die Herrschaft zwar nicht der Wissenschaft überhaupt, aber doch der gegenwärtigen und sich zeitweilig allmächtig dünkenden Wissenschaft neigt sich zu Ende; ihre Erbin, die Kunst, ist erschienen; sie wird die Schätze der Wissenschaft übernehmen und im eigenen Sinne verwalten. Wohl dem Deutschen, daß er diese reich ausgestattete Erbtöchter als Braut heimführen darf; der „Schwiegermutter Wissenschaft“ aber möge dann eine sanfte Ruhe beschieden sein; schon Goethe hat ihr dieselbe prophezeit, als er sich verbat, „daß die alte Schwiegermutter Weisheit das sanfte Seelchen Phantasie ja nicht beleid'ge“. Jede Zeit will ihr Recht; und es ist nur in der Ordnung, daß in der Herrschaft des Hauses auf die Schwiegermutter die Schwiegertöchter folge; möge denn bald im deutschen Hause die schöne junge neue Herrin, die Kunst, einziehen.

Künstler und
Professor.

Es läßt sich nicht leugnen, daß eine Anschauungsweise, welche in dem weiten lebenathmenden Bau der Welt nur einen Mechanismus sieht, für den feineren Sinn etwas Beleidigendes hat; sie wird den höheren Bedürfnissen der einzelnen Menschenseele ebenso wenig gerecht wie der Denkweise der edelsten Geister, welche die gesammte Menschheit bisher hervorgebracht hat; sie rechnet nicht mit den inkommensurablen Faktoren im Leben des Menschen und darum ist ihr Kalkül falsch. Die Fehler der Menschen wiederholen sich immer und die Fehler der Gelehrten auch; schon Bacon hat bemerkt, daß die letzteren „die Unzulänglichkeit ihrer Kenntnisse verleumdertisch der Natur zur Last legen und aus ihrer Wissenschaft selbst beweisen

5) 6)

daß Dasjenige, was sie vermittelst derselben nicht haben erreichen können, dem Laufe der Natur nach schlechterdings unerreichbar sei“; gerade so verfährt Dubois-Reymond. Sein ignorabimus ist, wiederum echt französisch, in usum delphini erfunden. Es ist eine Lehre für dürstige Seelen — für jene armen Seelen, welche im Fegefeuer des heutigen Spezialisismus schmachten; aber auch das Fegefeuer ist glücklicherweise nur ein Durchgangsstadium. Auch arme Seelen können noch einmal in den Himmel der Kunst eingehen; ein Genius wie derjenige Rembrandt's vermag sie aus ihrer Qual zu erretten; er kann und soll ihr Erzieher werden. Denn er hat Alles, was ihnen fehlt. Wie Hamlet von der Blässe des Gedankens, sind sie von der Leichenfarbe der Gedankenlosigkeit angekränfelt; durch Philosophie können sie zum Leben und durch Leben wieder zur Philosophie gelangen; dann wird sich auch die Röthe der Gesundheit wieder bei ihnen einstellen. Fast so sehr wie Dubois-Reymond von Goethe, wird dieser von Rembrandt und Shakespeare an mystischer Geistesiefe, verbunden mit sinnlicher Freude und Fülle des Lebens übertroffen. Solchen breiten offenen großen Seelen wäre die engwinklige und engbegrenzte Weltauffassung des gegenwärtigen wissenschaftlichen Spezialistenthums unbegreiflich und ein Gegenstand des souveränen Spottes gewesen. Wie es überhaupt keine Persönlichkeit giebt, welche dem echten Künstler mehr entgegengesetzt ist als der echte Professor, so giebt es wohl keinen größeren Gegensatz zu dem typischen Berliner Professor von heute als den typischen niederländischen Maler von einst. Dort geistige Gebundenheit, kühle Kritik, kennehaftes Rückwärtsblicken; hier geistige Freiheit, frisches pulsirendes Leben, mannhaftes Umsichblicken; hier der Homunculus in und neben seiner Retorte; dort der Mensch, welcher der Welt schöpferisch gegenübersteht. In Dubois-Reymond einerseits, Rembrandt andererseits spitzt sich dieser Gegensatz noch schärfer zu; dem Kathederspezialisten steht der Kunstuniversalist, dem geschwätzigen aber leeren Rhetor der stumme aber beredte Bildner gegenüber; jener ist durch und durch unschöpferisch hochtrabend trivial; dieser eine geist- und lebenssprühende Gestalt von genialer Ursprünglichkeit wie Unbefangtheit. Eine, im geistigen Sinne, weniger mechanische Persönlichkeit als die Rembrandt's und eine, im geistigen Sinne, weniger vornehme Persönlichkeit als die Dubois-Reymond's ist kaum zu denken; und noch um so weniger vornehm als sie sich, in akademischer Pose, äußerlich vornehm zu geberden sucht. Man könnte Letzteren geradezu einen Anti-Rembrandt nennen. Daß derselbe Mann schließlich damit endete, einen — Mackenzie zu protegiren, kann nach alledem nicht Wunder nehmen; denn antinationale Gesinnungen auf geistigem politischen und persönlichen Gebiet gehen stets Hand in Hand. Aber auch für diesen deutsch-französischen Minotaurus findet sich wohl noch einmal ein Theseus. Jedenfalls wird der deutsche Volksgeist sich mit solchen Scheingrößen eines Tages auseinandersetzen und ihnen ihr Sündenregister präsentiren; eine lange

Rechnung, die sie dann bezahlen müssen. „Die meisten von unseren berühmten Gelehrten sind Pasten, keine Edelsteine“ sagte Lichtenberg vor hundert Jahren; und es haben sich seitdem wohl die Verhältnisse aber nicht die Menschen geändert. Wagners, die sich als Fauste drapiren, giebt es heutzutage genug; wenn sie denn einmal leben sollen, so möchte man wenigstens wünschen, daß sie bescheiden werden; heiliger Goethe, bete für sie!

Berliner
Bildung.

Die Richtung, welche die Bildung des deutschen Volkes in diesem Jahrhundert genommen hat, hängt ohne Zweifel mit seinen politischen Entwicklungen und Entwicklungen zusammen. Die deutsche Revolution von 1848 wurde durch den Marquis Posa gemacht; und umgekehrt ist durch die Erfolge des Jahres 1870 der in Berlin von jeher heimische Geist Nicolai's etwas mehr als wünschenswerth auf das übrige Deutschland übergegangen. Dieser Vorgang ist wichtiger und bedrohlicher, als man wohl denkt. Es ist kein Zufall, daß Dubois-Reymond's „mechanische Weltanschauung“ vorzugsweise dort ihre Verkünder und Verehrer findet, wo einst Schiller und Goethe vorzugsweise ihre Gegner fanden: in Berlin. Gerade letzteres sollte man nicht vergessen. Die Kontinuität der Geschichte ist sehr groß und ihre bleibenden sind ihre stärksten Faktoren; die zwar nicht äußere aber innere Lokalphysiognomie einer Stadt oder eines Staats erhält sich auch dann noch sehr lange, wenn ihr im Laufe der Zeit neue Bevölkerungselemente zuwachsen; denn letztere werden eben assimilirt. Das überwiegend orientalisirte kaiserliche Rom war von dem überwiegend italischen republikanischen Rom nur der Stufe, nicht aber der Art seines Charakters nach verschieden; die heutigen Franzosen sind, nach den Hauptzügen ihres Nationalcharakters noch ganz dieselben turbulenten Gallier, welche Cäsar vor zweitausend Jahren beschrieb; und auch die heutigen Berliner sind im Grunde noch dieselben, wie die vor hundert Jahren. „Nicolai, der noch lebt“ schrieb Hebbel. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser spezifische Berliner Geist dem rein deutschen Wesen entgegengesetzt ist; Goethe selbst hat dies oft empfunden und ausgesprochen; Berlin ist der einzige Ort, zu dem er sich offen als Antipode bekannt hat. „Was schiert mich der Berliner Bann, Geschmäckerpaffenwesen?“ Für den diplomatisirenden Dichter, der im Tadeln und Opponiren sonst so überaus vorsichtig war, ist dies doppelt bezeichnend; das Gefühl des Gegensatzes muß demnach bei ihm sehr stark gewesen sein; „wer mein Freund ist, der rathe mir nicht nach Berlin zu kommen“ sagt er bei einer anderen Gelegenheit. Die damaligen Dubois-Reymonds hatten ihm wahrscheinlich den dortigen Aufenthalt verleidet; daß jetzt die sogenannten Goethekenner ganz besonders in Berlin zu finden sind, kann diese Thatsache nur noch schärfer beleuchten; literarische Feinschmeckerei vereint sich selten mit wahrer innerer Theilnahme und Gesinnungsverwandtschaft. Dem Griechen steht der Alexandriner ebenso fern, ja noch ferner als der Barbar; denn dieser, als ein geistiges Kind, kann vielleicht noch zu voller Männlichkeit ausreifen;